

STEFFEN KITTY HERRMANN

EIN KÖRPER WERDEN

PRAKTIKEN DES GESCHLECHTS

›Ein Körper werden‹ – dieser Titel soll anzeigen, dass uns unser Körper nicht als eine Faktizität gegeben ist. Vielmehr muss das, was wir als Körper sind, in einem langen Prozess erst angeeignet werden. Die Geschichte der ›Körperwerdung‹ kann dabei auf zweierlei Weisen erzählt werden: Einmal als die Geschichte, wie sich der Körper in seiner physischen Konstitution verändert hat – also etwa, dass Menschen über die Jahrhunderte einen immer aufrechteren Gang entwickelt haben, dass sie im Schnitt größer geworden sind oder dass sich ihr Immunsystem auf eine bestimmte Weise verändert hat. Aber die Geschichte der Körperwerdung kann auch auf eine ganz andere Weise erzählt werden, nämlich indem gezeigt wird, wie sich der ›gelebte Körper‹ der Menschen verändert hat. Ich will das an einem Beispiel deutlich machen: Norbert Elias berichtet in seinem Buch *Über den Prozess der Zivilisation* von der Praktik des Schnäuzens.¹ Er beschreibt, wie im Mittelalter die ersten Manuale und Memoriersprüche auftauchen, die darauf hinweisen, dass es unsittlich ist, den Schleim einfach aus der Nase tropfen zu lassen. Er solle nicht am Kleid abgestrichen oder in das Tischtuch geputzt, sondern fortan lieber in ein separates Tuch geschnäuzt werden. Diese Anleitungen weisen darauf hin, dass es bis dahin durchaus selbstverständlich war, den Schleim einfach aus der Nase laufen zu lassen. Ein Vorgang, den wir uns heute unappetitlich, peinlich und unangenehm vorstellen. Menschen des Mittelalters scheinen dieses Gefühl nicht zwingend gekannt zu haben. Die Manuale zum sittlichen Umgang fordern die Menschen daher nicht allein dazu auf, neue ›Techniken des Körpers‹ zu etablieren, sondern vor allem auch ihren Körper auf neue Weise zu spüren, wahrzunehmen und zu organisieren. Was sich im Prozess der ›Zivilisation des Schnäuzens‹ verändert hat, kann daher nur

¹ Elias, Norbert, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und phylogenetische Untersuchungen*, Bd.1, Frankfurt am Main 1981, S. 201-208.

unzureichend mit dem Begriff des Körpers gefasst werden, denn der physische Körper bleibt durch diesen Prozess hindurch der Gleiche: die gleichen Muskeln, die gleiche Haut, dieselben Organe, dieselben Drüsen usw. – was sich verändert ist vielmehr der ›gelebte Körper‹. Um diesen Begriff genauer zu fassen, möchte ich im Folgenden die phänomenologische Unterscheidung von Körper und Leib einführen. Darauf aufbauend soll in einem zweiten Schritt gezeigt werden, dass dem Leib in Bezug auf unser alltägliches Dasein eine zentrale Rolle zukommt. In einem dritten Schritt will ich anschließend zeigen, mit welchen Praktiken wir an unserem Körper arbeiten, um ein geschlechtlicher Leib zu werden. Aus den neu gewonnen Koordinaten lässt sich dann abschließend die diesem Band zugrunde liegende Frage nach dem guten Leben stellen.

KÖRPER UND LEIB

Wir haben im Deutschen zwei Begriffe, um uns auf unsere materielle Existenz zu beziehen: Wir reden von unserem Körper, wir können aber auch von unserem Leib reden. Was ist der Unterschied zwischen Körper und Leib? Unser Körper ist uns durch unseren sinnlichen Wahrnehmungsapparat gegeben. Paradigmatisch hierfür mag der ›ärztliche Blick‹ stehen, der den Körper aus der Fremdwahrnehmungsperspektive betrachtet. Mit ihm kann der Blutdruck gemessen, die Muskeln befühlt oder die Knochen gezählt werden. Dabei wird der Körper als ein zerlegbares und messbares Objekt behandelt. Doch was wir so einerseits als Gegenstand vor uns haben können, das *sind* wir auf der anderen Seite zugleich auch. Dafür tritt nun der Begriff des Leibes ein. Unser Körper ist uns nicht nur als Gegenstand aus der Perspektive der dritten Person gegeben, sondern er wird auch aus der Erste-Person-Perspektive heraus gelebt. Neben der Perspektive der Fremdwahrnehmung steht also die der Selbstwahrnehmung, des eigenleiblichen Fühlens. Sei es der Zahnschmerz, der mich überkommt, die Müdigkeit, die mich durchdringt oder der Ärger, der mich überfällt. Was mir in diesem Modus des Fühlens gegeben ist, das wird im Unterschied zum Körper als Leib bezeichnet. Der Gegensatz zwischen beiden lässt sich auf einer ersten Stufe also so formulieren, dass ich einen Körper *habe* und zugleich Leib *bin*. Wir sind uns stets in dieser doppelten Perspektive aus Fremd- und Selbstwahrnehmung gegeben: als Körper und als Leib.² Beide Dimensionen möchte ich im Folgenden in sechs Hinsichten weiter ausdifferenzieren.

² Der Leibbegriff und die im Folgenden angeführten Dichotomien gehen in erster Linie zurück auf: Plessner, Helmut, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Frankfurt am Main 1981; Merleau-Ponty, Maurice, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966; Schmitz, Hermann, *Der Leib, System der Philosophie*, 2. Bd., Teil 1, Bonn 1965 und Waldenfels, Bernhard, *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*, Frankfurt am Main 2000.

Relative und absolute Örtlichkeit: Der Körper ist uns durch den perzeptiven Sinnesapparat – also Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten – gegeben. Mittels dieser Sinne können wir uns selbst als Gegenstand gegenüberreten. Dann sehe ich etwa meine Füße als zwei Dinge, die unter meinen Knien liegen, in einem ähnlichen Abstand wie mein Bauchnabel. Meinen Schweißgeruch nehme ich dann als etwas wahr, das von der linken oder der rechten Achsel oder von unten, von den Füßen, herkommt. Betrachte ich mich solchermaßen als Gegenstand, dann bin ich in einzelne Körperteile oder -partien zerlegbar, und diese wiederum lassen sich durch Lage- und Abstandsbeziehungen im dreidimensionalen Raum situieren und zueinander bestimmen. Der Körper zeichnet sich daher dadurch aus, dass er uns in Form einer ›relativen Örtlichkeit‹ gegeben ist. Der Leib dagegen besitzt eine andere Form von Örtlichkeit. Der Schmerz aus dem Fuß kommt nicht etwas aus dem Körperteil unter meinem Knöchel, sondern direkt und unmittelbar aus meinem Fuß. Wenn ein Insekt über meinen Arm krabbelt, dann spüre ich nicht etwa eine Stelle auf halbem Weg zwischen Hand und Ellbogen, sondern ich spüre genau die Stelle, an der sich das Tier befindet. Und ob ich sitze, stehe oder gehe ist mir nicht etwa durch die Beobachtung der Lage oder Bewegungen meines Körpers bewusst, sondern ich weiß es einfach – weil ich mein Leib direkt und unmittelbar *bin*. In meinem leiblichen Spüren kann ich mich nicht täuschen, denn wenn ich Schmerzen fühle, dann fühle ich Schmerzen – auch wenn sie etwa aus einem Phantomglied kommen, das mein Körper gar nicht mehr besitzt. Die Position meines Leibes ist nicht etwa relativ bestimmt, sondern absolut. Der Leib ist eine ›absolute Örtlichkeit‹. Weil ich Leib *bin*, bin ich die Orte die ich leiblich fühle zugleich – dagegen weil ich einen Körper *habe*, sind die Orte, die ich wahrnehme, im dreidimensionalen Raum verortet.

Positions- und Situationsräumlichkeit: Der Körper nimmt immer eine spezifische Position im Raum ein. Ein Körperteil ist links, rechts, oberhalb oder unterhalb von etwas bzw. mein ganzer Körper befindet sich vor, hinter, in oder außerhalb von etwas. Die Position des Körpers lässt sich in Bezug auf die Position zu anderen Körpern bestimmen, dabei lässt er sich völlig losgelöst von seiner konkreten Lebenssituation beschreiben. Der Leib dagegen befindet sich immer in einer Situation. Und ›in‹ ist hier nicht in dem Sinne gedacht, wie eine Tasse in einem Regal steht, sondern im Sinne von ›in etwas verstrickt‹ sein. Er ist immer auf eine Aufgabe hin polarisiert. Es gibt keinen Nullzustand des Leibes, in dem er ›neutral‹ gegeben wäre. Der Leib ist immer auf eine Tätigkeit gerichtet – und mag diese auch nur in der Tätigkeit des ›Nichts-Tuns‹ bestehen. Der Leib befindet sich daher in einem Rhythmus mit seiner Umwelt, er kann nicht losgelöst von seiner Lebenssituation beschrieben werden.

Abgeschlossenheit und Offenheit: Der Körper bildet eine abgeschlossene Einheit im Raum, er ist ein Einzelding neben anderen. Er lässt sich mit einer exakten Koordinate im Raum beschreiben. Der Leib dagegen existiert in einer potenziellen Offenheit. Er bildet kein abgeschlossenes Ganzes, er hört nicht mit der

Haut auf, sondern ist über ›unsichtbare Fäden‹ mit dem ganzen Raum verwoben. So kann ich die beklommene oder angespannte Atmosphäre aufnehmen, wenn ich in einen Raum komme oder mit meiner Anwesenheit den ›ganzen Raum ausfüllen‹. Die Stimmung oder Atmosphäre des Raumes ist mit meinem Leib verbunden, der sich in ihr ausdehnen oder aus ihr zurückziehen kann. Ich spüre an meinem Leib nicht nur Empfindungen, die von ›innerhalb‹ meines Körpers kommen, sondern ich spüre auch außerhalb meines Körpers in den Raum hinein. Der Leib ist daher zugleich ›drinnen‹ und ›draußen‹, er hat keine fixen Grenzen, er ist mit einer Offenheit zur Welt hin ausgestattet.

Körperteile und Leibesinseln: Unser Körper lässt sich in eine Reihe von Einzelteilen zerlegen, die sich als flächige Volumen wie etwa Brustkorb, Unterarm oder Oberschenkel beschreiben lassen. Der Leib hingegen besteht aus flächenlosen Volumen, die sich spontan bilden und spürbar werden. Sie werden in der Phänomenologie auch als Leibesinseln bezeichnet, und diese Leibesinseln sind nicht synonym mit den Einzelteilen des Körpers. Solche Inseln werden nicht durch Flächen genau definiert oder eingegrenzt. Ich kann z. B. die Form eines Schmerzes nicht als quadratisch oder kreisförmig beschreiben. Dagegen kann ich sagen ob der Schmerz dumpf und pochend oder spitz und stechend ist, ob er sich eher zusammenzieht oder auseinander dehnt. Ein Gefühl für Volumina ist also durchaus gegeben. Nur eben nicht in Form genau definierbarer Flächen. In Form solcher Leibesinseln tritt der Leib mal mehr, mal weniger deutlich hervor, sie bilden sich flüchtig und vergehen wieder: etwa die Spannung im Arm, wenn ich den Bizeps anspanne, das Fühlen des Ein- und Ausatmens oder das Spüren des Hinterns beim Sitzen. Die Struktur solcher Leibesinseln besteht in einer Dynamik aus Engung und Weitung, aus Spannung und Schwellung. In ihrem jeweiligen Hervortreten machen die Leibesinseln den großen Teil meines Leibgefühls aus.

Perzeptives und motorisches Körperschema: Die verschiedenen Leibesinseln finden über das ›motorische Körperschema‹ zusammen. So habe ich kein Problem, mit meiner Hand direkt an eine Stelle zu fahren, an der sich ein Juckreiz ausgebildet hat. Ich muss die Stelle nicht erst sinnlich wahrnehmen und daraufhin meine Bewegung auf diese Position abstimmen, vielmehr finden meine Hand und die Leibesinsel unmittelbar zueinander. Ein solches Körperschema besitzen wird jedoch nicht allein in Bezug auf unseren eigenen Leib, sondern auch in Bezug auf die Dinge. Freilich besitzen wir für sie nicht per se ein Körperschema, sondern müssen es erst in längeren Prozessen einüben: Wenn ich etwa lerne, Gitarre zu spielen, dann muss ich mir klarmachen, bei welchem Akkord die Finger wo aufgesetzt werden müssen. Ich wende ein ›perzeptives Körperschema‹ an, d. h. ich versuche die Hand bewusst in bestimmte Lage- und Abstandbeziehung zu bringen. Mit genügend Übung ›sitzt‹ die Bewegung dann irgendwann, d. h. ich muss nicht mehr über die Fingerstellung nachdenken oder auf den Gitarrenhals sehen, sondern meine Hand greift einfach den gewünschten Akkord – meine Hand und der Hals sind vertraut geworden, sie bilden nun eine

Einheit, auf der sich meine Finger ›ganz von allein‹ virtuos zu bewegen vermögen. Die Bewegung ist dann in unser motorisches Körperschema übergegangen, wir sprechen davon, dass wir eine Fertigkeit erlangt haben.

Möglichkeiten und Dispositionen: Der Körper ist eine Potenzialität, verschiedene Dinge tun zu können. Er stattet uns mit bestimmten Fähigkeiten aus, etwa ein bestimmtes Gewicht heben oder eine bestimmte Haltung einnehmen zu können. Anders verhält es sich mit dem Leib: Während der Körper ein neutrales Feld an Möglichkeiten ist, ist der Leib ein Feld von Dispositionen. Er besitzt nicht die Möglichkeit etwas zu tun, sondern eine Neigung etwas zu tun. Bourdieu hat hierfür den Begriff des Habitus geprägt. Der Habitus lässt sich als ein Terrain verbildlichen: Er schreibt auf dem Leib Höhen und Tiefen, Steigungen und Gefälle, Furchen und Gräben ein. Dieses Terrain determiniert unsere körperlichen Fähigkeiten nicht, aber lenkt sie voraussichtlich in bestimmte Bahnen, denen wir zu folgen geneigt sind. Was daraus resultiert, sind unterschiedliche Verhaltensweisen des Leibes zur Welt. Ob es sich um die Art zu gehen handelt: mit großen oder kleinen Schritten, weich in den Hüften oder steif und mit strammen Schritt; ob es sich um die Art zu sitzen handelt: überkreuz und schwächling oder breit und wuchtig; ob es sich um die Art zu lachen handelt: kichernd und kreischend oder aus vollem Halse lachend und prustend, ob es sich um die Art zu sprechen handelt: mit Hauchstimme oder voller Stimme, mit viel Intonation oder eher monoton; ob es sich um die Gestik handelt: eng an den Körper angelegt oder weit ausholend – alle diese Praktiken existieren in vergeschlechtlicher Weise. Und zwar nicht auf der Basis unterschiedlicher Fähigkeiten, sondern auf der Basis unterschiedlicher Dispositionen.

Drei entscheidende Punkte lassen sich festhalten: (i) Der Leib ist nichts statisches oder materielles, sondern etwas *dynamisches* und *virtuelles*. Daher wird in der Phänomenologie auch vom Leib als einem ›nicht-raumhaften Selbst‹ (Schmitz) oder einem ›ortslosen Zentrum‹ (Plessner) gesprochen. Beim Leib handelt es sich um keine Substanz, sondern um eine leibliche Organisation; er ist das, was ich zu Beginn, den ›gelebten Körper‹ genannt habe. Die Schwierigkeit, über den Leib zu reden, liegt genau hierin begründet, dass wir über etwas reden, was nicht als materiell fassbares Ding greifbar ist, sondern allein in seiner Prozessualität zu erleben und zu beobachten ist. (ii) Der Leib ist *unmittelbar*. In unserem Spüren oder Fühlen können wir uns nicht täuschen. Der Leib tritt uns daher immer als eine Natur, die wir sind, gegenüber. Das soll nicht heißen, der Leib sei insofern Natur, als ihm unveränderliche Konstanten zukommen, sondern insofern, als wir keinen Abstand zu ihm nehmen können. Im Leib findet sich eine ›gewordene Natur‹, die jenseits der materiellen Beschaffenheit von Körperteilen liegt. (iii) Eben weil wir unserem Körper und unserer Leiblichkeit nicht entfliehen können, ist der Leib immer die *erste Koordinate* des In-der-Welt-seins. Was das genauer bedeutet, will ich im folgenden Teil zeigen.

DER LEIB UND DAS ALLTÄGLICHE DASEIN

Spätestens seit Descartes Unterscheidung von ›denkender‹ und ›ausgedehnter Substanz‹ sowie seinem Credo »Ich denke, also bin ich« wurde die Stellung des Menschen in der Welt vom Bewusstsein und vom Denken aus begriffen. Der Körper wurde in der Folge eher als Mangel und Hindernis interpretiert, der die Daten, die uns aus der Außenwelt zukommen, verfälscht wiedergibt und uns an einem unmittelbaren Zugang zur Wahrheit der Dinge und der Welt hindert. Natürlich hat der Marxismus versucht, die Vorrangstellung des Bewusstseins im idealistischen Bild als verfehlt zu entlarven, aber erst mit dem Auftauchen der Phänomenologie von Edmund Husserl und deren Ausarbeitung durch Martin Heidegger oder Maurice Merleau-Ponty wurde ein grundlegend anderes Bild davon gezeichnet, wie sich Menschen in der Welt befinden. Subjektivität wurde von ihnen nicht mehr als etwas verstanden, das durch Indoktrination auf einer geistigen Ebene geschaffen wird, sondern als etwas, das sich mit Hilfe des Leibes in praktischen Alltagshandlungen herausbildet. Diesen Punkt möchte ich in drei Schritten deutlich machen:

In-der-Welt-sein: Einen der zentralen Begriffe der Phänomenologie bildet der Begriff des In-der-Welt-seins.³ Mit diesem ›in-sein‹ soll betont werden, dass Subjekte der Welt nie als isolierte gegenüberstehen, wie z. B. in dem gerne verwendeten philosophischen Szenario, in dem ein Subjekt der Welt gegenübersteht und sich fragt, woher es weiß, dass das Ding gegenüber überhaupt existiert, geschweige denn ein Baum sei. In solchen Einstellung begegnen wir der Welt im Alltag aber nicht. In diesem gehen wir einfach auf einen Baum zu, ernten seine Früchte, klettern auf seine Äste oder genießen seinen Schatten. Im Alltag sind wir zunächst immer in einer Welt, mit der wir fraglos umgehen können und die uns nicht fraglich gegenübersteht. Das Paradigma der ›Grundbefindlichkeit‹ des Menschen wird also durch die Phänomenologie verändert. Wir sind zunächst und zumeist nicht geistige, denkende oder erkennende Subjekte, sondern handelnde, in eine Tätigkeit verstrickte Subjekte. Dieser Paradigmenwechsel zeigt sich auch in den Leitfiguren philosophischer Reflexion: Der von Descartes imaginierte, in seinen einsamen Turm zurückgezogene Wissenschaftler wird von Heidegger durch den tätig in die Welt eingebundenen Handwerker als Leitfigur seiner Überlegungen ersetzt.

Die Bedeutsamkeit der Welt: Denkt mensch mit Descartes vom Bewusstsein aus, dann ist unsere Umwelt eine Ansammlung neutraler Daten, die über die Sinnesorgane in unser Bewusstsein gelangen. Dort werden sie mittels logischer Operationen zusammengesetzt, bewertet oder beurteilt. Je nach dem Urteil, das ein Subjekt fällt, entscheidet es sich dann für ein Vorgehen oder einen Plan, mit dem es in die Außenwelt interveniert. Den Dreh- und Angelpunkt in einem

solchen Ansatz bilden das rationale Denken und Schlussfolgern. Ganz anders gibt sich die Situation von einem phänomenologischen Standpunkt aus: Will mensch über eine Person sprechen, so heißt das immer auch, eine Charakterisierung bestimmter Bereiche der Umwelt vorzunehmen, in die das Subjekt gerade verstrickt ist. Der entscheidende Punkt liegt darin, dass diese Verstricktheit nicht mehr erlaubt, die Welt als eine Summe neutraler Daten zu denken, vielmehr ist die Welt in ihrer Bedeutsamkeit immer schon durch unsere aktuellen Tätigkeiten vorstrukturiert, weil wir bestimmte Ziele verfolgen, Neigungen nachgehen oder Pläne verwirklichen. So kann der Baum auf dem Feld für die spielenden Kinder eine Gelegenheit zum Klettern sein, für die Spaziergängerin eine Möglichkeit, im Schatten zu rasten, und für die Bäuerin ist er vielleicht nur ein ärgerliches Hindernis beim Einbringen der Ernte. Das Beispiel soll deutlich machen: Aufgrund unseres alltäglichen Umgangs mit der Welt tritt uns unsere Umwelt immer in einer bestimmten Bedeutsamkeit entgegen. Die Welt muss nicht erst gelesen und entziffert werden, sie zeigt sich uns bereits als ein Feld möglicher Handlungen.⁴

Leibliches Handeln: Auf unsere alltägliche Umwelt reagieren wir zunächst und zumeist nicht als bewusst denkende Subjekte, sondern als leiblich handelnde. Was das bedeutet, verdeutlicht Merleau-Ponty am so genannten Fall Schneider.⁵ Schneider ist nicht in der Lage, auf Aufforderung auf einen bestimmten Teil seines Körpers zu zeigen, z. B. seinen Ellbogen. Sticht ihn jedoch eine Mücke in den Oberarm, so hat er kein Problem, mit der Hand rasch an genau die Stelle zu schlagen, an der ihn die Mücke sticht. Schneider ist also in der paradoxen Lage, in konkreten Situationen Bewegungen ohne Probleme ausführen zu können, jedoch kann er keine Bewegung in einer abstrakten, vorgestellten Situation entwerfen. Zur Unterscheidung spricht Merleau-Ponty in der Folge von ›konkreten‹ und ›abstrakten‹ Bewegungen. Sie unterscheiden sich dadurch, dass die eine Bewegung in eine konkrete Situation eingebunden ist und daher sozusagen einfach passiert, wohingegen die andere Bewegung völlig entkontextualisiert stattfindet; sie steht in keinem leiblichen Rhythmus, in keinem alltäglichen Lebenszusammenhang, in keiner Situation. Das Beispiel Schneider soll zeigen, dass Situationen im Alltag nicht anhand einer intellektuellen Verarbeitung bewältigt werden, sondern anhand einer leiblichen Fähigkeit. Die Mücke wird nicht explizit wahrgenommen, sie wird nicht im Bewusstsein genau lokalisiert, noch wird die Handlung des Zuschlagens durch das Denken exakt geplant. Vielmehr ist es der Leib, der wahrnimmt und zugleich unmittelbar handelt. Wahrnehmung und Handlung sind zu einer unmittelbaren Einheit verschmolzen – Merleau-Ponty spricht vom ›intentionalen Bogen‹, um zu betonen, dass es sich um keinen kalkulierten, bewussten Ablauf, sondern um eine leibliche Fähigkeit handelt. Ein beliebtes Beispiel für diese Fähigkeit ist die

3 Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, 18. Aufl., Tübingen 2001, S. 52 ff.

4 Ebd., S. 63 ff.

5 Merleau-Ponty, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, a.a.O., S. 128 ff.

Autofahrerin, die plötzlich einem Hindernis ausweichen muss. In den Bruchteilen von Sekunden wird nicht ein Summe von Sinnesdaten wahrgenommen, beurteilt, ein Plan entworfen und gehandelt, sondern es ist unser Leib, der unmittelbar reagiert, der Pedale, Lenkrad und Schalthebel bedient, um so dem Hindernis auszuweichen. Dasselbe lässt sich auch vom Abfangen eines Sturzes oder dem Ausweichen vor einem Schlag sagen. Ein anderes Beispiel stammt aus dem Bereich des nonverbalen Körperverhaltens. Befinden sich Männer in Gesellschaft von Männern, so neigen sie zu einem ›kleinen Schulterwinkel‹, d. h. sie setzen oder stellen sich nicht direkt zu ihrem Gegenüber, sondern eher schräg oder seitlich. In Gegenwart von Frauen dagegen neigen Männer zu einem offeneren Winkel, sie suchen eher die Stellung, in der sich beide Partner zugekehrt sind. Abhängig davon, wer da wahrgenommen wird, nimmt der Leib eine andere Position zur der Welt ein. In beiden Beispielen haben wir es mit alltäglichen Vorgängen zu tun, in denen Wahrnehmung, Denken und Handlung über den ›intentionalen Bogen‹ zu einer Einheit zusammengeschlossen sind. Eine Aufgliederung in bewusstseinstheoretische Begriffe – dass wir Daten wahrnehmen, diese Daten anschließend sortieren und auswerten und uns daraus letztlich zu einer Handlung entscheiden – wäre hier unangebracht. Vielmehr wird deutlich, dass es unser Leib ist, der auf die Bedeutsamkeit der Welt reagiert und mit ihr in eine leibliche Kommunikation tritt.

Aus einer phänomenologischen Perspektive wird das alltägliche Dasein also in drei Hinsichten rehabilitiert: Erstens wird die Vorstellung unseres alltäglichen In-der-Welt-seins von der Praxis und nicht vom Erkennen aus gedacht. Zweitens wird die Bedeutsamkeit der Welt in Zusammenhang mit den Alltagstätigkeiten des Subjekts gedacht, und drittens werden bestimmte Handlungen in der Welt als ›leibliche Kommunikation‹ gedacht. Der Leib soll zwar nicht den Begriff des Bewusstseins ersetzen, denn natürlich denken, handeln und nehmen wir Dinge bewusst wahr, wir knobeln manchmal sehr lange über Entscheidungen, wälzen Argumente hin und her und fällen letztlich einen Entschluss, doch darin erschöpft sich unser alltägliches Handeln bei weitem nicht. Unser Alltag zeichnet sich eben dadurch aus, dass wir nicht alles bewusst durchdenken, sonst wären wir ganz schnell handlungsunfähig, bei der Summe an Entscheidungen, die es beständig zu treffen gilt. Der Begriff des Leibes ist daher kein Begriff, der alles, was es an Bewusstsein gibt, ersetzen will, sondern ein Begriff, der es uns möglich machen soll, unser *alltägliches* Verhalten und In-der-Welt-Sein besser zu verstehen. Ist das alltägliche Dasein derart rehabilitiert, dann ergeben sich folgende Schlussfolgerungen: (i) Wird die Stellung des Menschen in der Welt von seiner Praxis aus gedacht, dann rücken die Bedeutung des Leibes und seine Fähigkeiten in den Mittelpunkt. Die Beschäftigung mit dem Leib zielt dabei nicht auf ein spirituelles, ganzheitliches Fühlen des eigenen Körpers, sondern auf eine elementare Seinsweise unseres In-der-Welt-seins. (ii) Wird das Subjekt vom Leib her gedacht, dann kann politisch-pädagogische Aufklärung nicht mehr

das einzige, probate Mittel gesellschaftlicher Veränderung sein. Vielmehr muss es auch um eine Veränderung der leiblichen Praktiken der Menschen gehen. Diese können nicht durch Aufklärung erreicht werden, sondern durch eine ›Politik des Codes‹ – durch die Etablierung bestimmter Leibspraktiken. Eine solche Perspektive stellt sich insoweit in die Tradition marxistischer Theorie, als sie das Sein der Menschen von ihrem Tun und nicht von ihrem Denken her verändern will. (iii) Wenn wir zunächst einmal als leibliche Wesen existieren, dann ist dieser Leib zunächst und zumeist auch an Mustern der Zweigeschlechtlichkeit entlang herausgebildet. Diesen Punkt möchte ich im Folgenden weiter ausarbeiten.

PRAKTIKEN DES GESCHLECHTS

Der Leib ist der Körper, der ich bin. Dennoch ist der Leib nicht etwas Materielles, sondern etwas Virtuelles: Er ist der gelebte Körper. Vergeschlechtlichende Praktiken können daher nicht direkt auf den Leib zugreifen, sondern immer nur auf seinen materiellen Gegenpart: den Körper. Eine Arbeit am Leib kann immer nur über eine Arbeit am Körper vonstatten gehen. Im Folgenden möchte ich daher zunächst unterschiedliche Körperpraktiken genauer beleuchten, bevor ich im zweiten Schritt zeigen möchte, wie durch sie geschlechtliche Leiber hervorgerufen werden.⁶

Physiotechnische Praktiken gehen ›unter die Haut‹, um die Gewebe-, Zell- oder Muskelstruktur des Körpers zu verändern. In ihrem Mittelpunkt steht die Umgestaltung der körperlichen Materialität entlang von festgelegten Geschlechterrollen. Die für ›Frauen‹ vorgesehenen Praktiken zielen dabei zumeist auf die Formung eines zierlichen, graziösen und jugendlichen Körpers. Dieses Ziel soll etwa mit Hilfe von ›Wellness‹-Produkten wie Anti-Aging Cremes, Hautstraffern oder Bräunungsmitteln erreicht werden. Gepaart mit Wellness-Produkten soll die gesunde, fett- und kalorienarme Ernährung dazu beitragen, die Physis des Körpers ansprechend zu gestalten. Ebenso wie Schwimmen, Walking, Joggen oder andere sportliche Betätigung formen sie die Materialität des Körpers auf ein bestimmtes Ideal von Weiblichkeit hin. Die an ›Männer‹ gerichteten physiotechnischen Praktiken zielen hauptsächlich auf die Formung eines muskulösen,

6 Zur Verkörperung von Geschlecht vgl. auch die einschlägigen Studien zu Transsexualität von Garfinkel, Harold, *Studies in Ethnomethodology*, New Jersey 1967, S. 116-185; und Lindemann, Gesa, *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt am Main 1993; sowie die Studien zur Geschlechtsveränderung von Villa, Irene-Paula, *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Wiesbaden 1999; und Jäger, Ulla, *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, Königstein 2004.

12/04 **AKTIV**

Fitness

Bauchstellen

Ein Warnhinweis: Um ein knallhartes Sixpack zu bekommen, kann man sich wie üblich im Studio quälen – oder ALTERNATIVE METHODEN anwenden

// Elektrostimulation
 Sie gelten als Neoprinzipiel anlegen. Durch elektrische Stimulation werden die Muskeln aktiviert. Der Muskel kann nicht unterscheiden, ob er sich durch eine elektrische Reizung oder durch eine mechanische Reizung (z. B. durch ein Fitnessgerät) bewegt. Das heißt: Man kann sich wie üblich im Studio quälen – oder ALTERNATIVE METHODEN anwenden.

// Implantat
 Die natürliche Antwort auf das Bedürfnis, das Sixpack zu bekommen, ist ein Implantat. Das Implantat wird in die Bauchmuskulatur eingebracht und sorgt für ein Sixpack, das auch ohne Training sichtbar ist.

// Training
 Ein gezieltes Training der Bauchmuskulatur ist die beste Methode, um ein Sixpack zu bekommen. Das Training sollte regelmäßig und intensiv sein.

// Yoga
 Yoga ist eine Methode, die die Muskulatur des Bauches stärken kann. Durch die gezielten Übungen werden die Muskeln gedehnt und gestärkt.

// High-Tech-Kosmetik
 Es gibt eine Vielzahl von High-Tech-Kosmetika, die das Sixpack sichtbar machen können. Diese Kosmetika wirken durch verschiedene Mechanismen, wie zum Beispiel durch die Verengung der Poren oder durch die Erhöhung der Hautelastizität.

FEINRIPP **400**
 Sängerin
 hat sich für den Erfolg
 geschult.

Abb. 1: Physiotechnische Praktiken. Möglichkeiten zur Herstellung eines durchtrainierten Körpers. Quelle: G, Heft 12/2004, S. 214.

abgehärteten Körpers. Durch intensives Training jeder einzelnen Muskelpartie soll ein gleichmäßig getrimmter Körper hervorgebracht werden. Der »stramme Bizeps« oder der »knallharte Sixpack« ist jedoch nicht nur durch mühsames Training zu bekommen, sondern auch mit Hilfe von Hightech-Kosmetik:

1 Achtziger-Kult
 Augen: Erst in den Achtziger Jahren wurden die Augen mit einer dunklen Linse versehen. Heute sind die Augen mit einer Linse versehen, die das Sehen verbessert.

2 Silver-Shine
 Augen: Helles Silber ist ein beliebtes Accessoire für die Augen. Es gibt verschiedene Arten von Silber-Accessoires, die das Sehen verbessern können.

3 Ultra-Violett
 Augen: Ultra-Violett-Licht wird zur Behandlung von Augenproblemen eingesetzt. Es kann die Sehkraft verbessern und die Augen vor Krankheiten schützen.

4 Fifties-Effekt
 Augen: Der Fifties-Effekt ist ein beliebtes Accessoire für die Augen. Es gibt verschiedene Arten von Fifties-Accessoires, die das Sehen verbessern können.

5 Capri-Style
 Augen: Capri-Style ist ein beliebtes Accessoire für die Augen. Es gibt verschiedene Arten von Capri-Style-Accessoires, die das Sehen verbessern können.

6 Liner-Mix
 Augen: Liner-Mix ist ein beliebtes Accessoire für die Augen. Es gibt verschiedene Arten von Liner-Mix-Accessoires, die das Sehen verbessern können.

Lippen: ...

56

Abb. 2: Territorialisierende Praktiken. Eine Auswahl unterschiedlicher »Looks«. Quelle: Girl!, Heft 8/2004, S. 56.

Implantate, Elektrostimulation, Anabolika, Laserhaarentfernung oder Schönheitschirurgie bilden fortgeschrittene Varianten physiotechnischer Praktiken.

Territorialisierende Praktiken operieren nicht unter der Haut, sondern auf ihrer Oberfläche. Sie kreieren eine Topographie des Körpers, indem sie manche

seiner Zonen hervorheben und zur Schau stellen, andere dagegen in den Hintergrund drängen und unsichtbar machen. Die herausragendste Praktik ist dabei sicherlich das Schminken: Lippen, Wimpern, Augenlieder und -brauen heben bestimmte Zonen des Gesichts hervor. Puder und Make-up sollen die Haut gleichmäßig sanft mattieren. Hinzu kommt das Auftragen von Nagellack, um die Hände in Szene zu setzen, und das Aufsprühen von Parfum, um bestimmte Körperzonen mit Duft zu umhüllen. Und schließlich dient auch die Entfernung von Bein- oder Achselhaare dazu, die Attraktivität bestimmter Körperpartien zu steigern. Im Vergleich zu weiblichen Schminkpraktiken ist das Repertoire von Männern nur wenig entwickelt. Um den Körper mit Erotik und Begehren zu besetzen, wird zumeist allein das Trimmen des Bartes, das Stylen der Haare oder das Eingravieren von Tätowierungen genutzt.

Fragmentierende Praktiken gehen weder unter die Haut, noch operieren sie auf ihrer Oberfläche, sondern sie legen sich als zweite Haut über den Körper. Ausgewählte Körperteile erhalten so Ausdruckskraft und Präsenz. Dazu können Accessoires wie Halsketten, Uhren, Ringe, Ohringe, Piercings, Armbänder oder Gürtel dienen, vor allem aber haben wir es hier mit dem Bereich der Bekleidung zu tun. Während bauchfreie Shirts, ausgeschnittene Tops oder enge Hosen zur Inszenierung von Weiblichkeit genutzt werden, werden Schulterpolster, Rippshirts oder Cargo-Hosen für die Darstellung von Männlichkeit verwendet. Ähnlich verhält es sich bei Schuhen: Wo auf der einen Seite breite, feste und geschlossene Schuhe getragen werden, sind es auf der anderen Seite verzierte, luftige und schmal gehaltene Schuhe, die den Fuß auf ganz andere Weise betonen. Durch die Kleidung werden Oberkörper, Taille, Beine oder Füße so ganz unterschiedlich fragmentiert.

Transgressive Praktiken gehen über den Körper hinaus in den Raum über. Es handelt sich um jene Praktiken, mit denen sich ein Körper im Raum ausbreitet – »sich Raum nimmt«, wie wir sagen. Denken wir zunächst an die Haltung. Die so genannte »männliche Grundhaltung« etwa besteht dabei aus breitbeinigem Stehen oder Sitzen, abstehenden bzw. in die Hüften gestemten Armen, weit ausholenden Gesten und fester, lauter Stimme. Die Bilder vom weiblichen Körper bilden das komplementäre Bild: schmal beim Sitzen oder Gehen, eng zusammengehaltene Beine oder eng angelegte Arme und Ellbogen. Auffällig ist auch die Gestik: »Männliche Gesten« tendieren vor allem zu punktuellen, spitzen, stoßenden Bewegungen, während »weibliche Gesten« eher flächig, weich und länger anhaltend sind. Denken wir zum Beispiel an das beliebte »Piken« um andere zu necken oder zu nerven, an spitze Körperbewegungen während des Gesprächs (Fingerspitze in die Tischplatte oder das Gegenüber bohren) oder das sich Vorbeischieben in engen Fluren oder Räumen. Dagegen bestehen andere Bewegungen eher darin, die Hand mit der Fläche anzulegen, um somit die eigene Präsenz anzuzeigen, und dem Gegenüber eher die Hand auf Arm oder Bein zu legen, als sie hineinzubohren. Auch im motorischen Verhalten gibt es

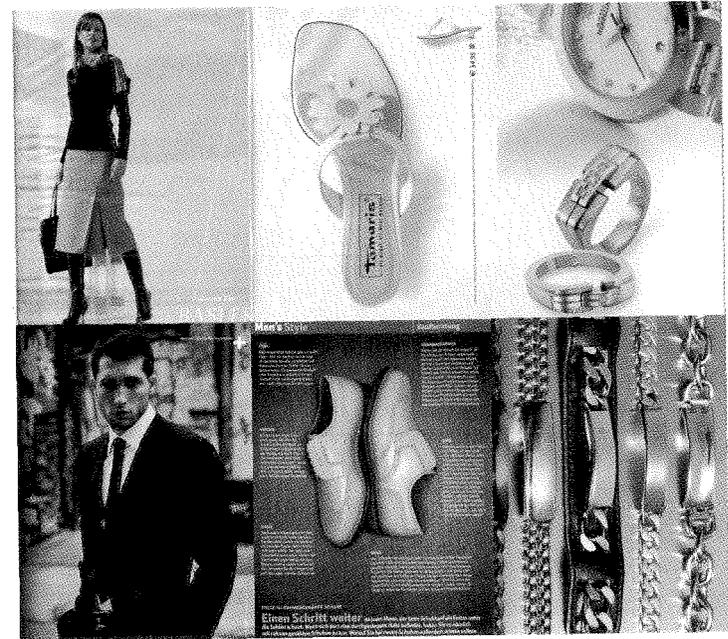


Abb. 3-8: Fragmentierende Praktiken. Kleidung, Schuhe und Schmuck legen sich als zweite Haut über den Körper. Quellen (v. l. n. r.): *Brigitte*, Heft 19/2004, S. 45; *Young Miss*, Heft 4/2004, S. 13; *GQ*, Heft 12/2004, S. 23; *Men's Health*, Heft 11/2004, S. 188; *GQ*, Heft 12/2004, S. 153.

Unterschiede: Ganz praktisch gesehen gehen Frauen Männern mehr und mit größerem Abstand aus dem Weg als umgekehrt. Männer tendieren schon mal dazu, jemanden anzurempeln oder zu »übersehen«. Zu dieser stämmigen Motorik gehört auch das »Knallen«, insbesondere in Form von Tassen, Gläsern, Flaschen, die auf Tische gekracht, oder Türen, die in Schlösser geworfen oder zugeschubst werden. Leise, unauffällige oder schleichende Motorik gehört auch hier wieder eher dem »weiblichen Verhaltensrepertoire« an.

Soziale Praktiken regulieren den Umgang des Körpers mit seiner Um- und Mitwelt. Sie spannen ihn in gesellschaftliche Rollen ein und bringen dadurch unterschiedliche körperliche Fertigkeiten hervor: Wer geschickter den neuen Computer einrichten kann und welche dafür geschickter mit dem Putzlappen umgehen kann, ist keine Frage des expliziten Wissens, sondern auch eine Frage der körperlichen Gewandtheit, die schon früh in der Sozialisation, etwa durch Spielzeuge wie Gameboy und Puppenhaus, hervorgebracht wird. Die Ausrichtung auf unterschiedliche Bereiche der Umwelt bringt unterschiedliche körperli-

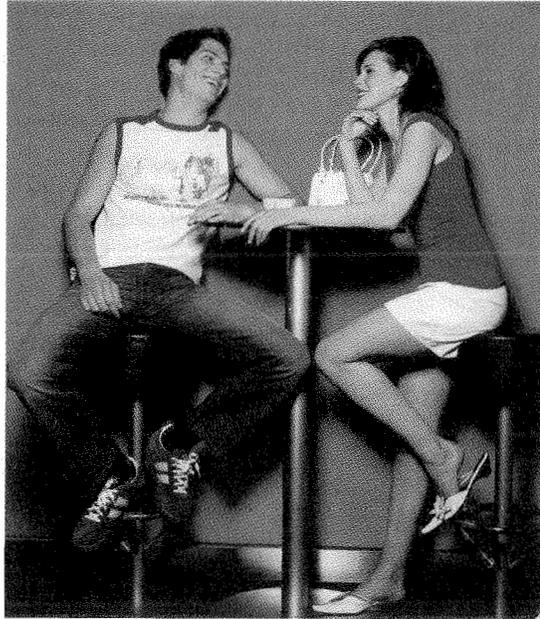


Abb. 9: Transgressive Praktiken. Unterschiedlicher Sitzhaltungen beim Dating. Quelle: *Girl!*, Heft 8/2004, S. 9.

che Fertigkeiten hervor. Das wird auch am Schulsport deutlich, wo mittels Ballett und Bändertanz die eine Reihe von Körpern auf Anmut und Grazie, die andere dagegen mittels Fußball oder Kastenspringen auf Action und Schnelligkeit hin getrimmt wird. Während auf der einen Seite so die Qualität der körperlichen Aufführung im Mittelpunkt steht, ist es im anderen Fall die körperliche Durchsetzungskraft. Weibliche Körperpraktiken, so Iris Marion-Young in ihrem Aufsatz »Werfen wie ein Mädchen«, nutzen den Körper oftmals nur beschränkt.⁷ Im Gegensatz dazu müsste man vielleicht vom »Kuscheln wie ein Junge« reden, um deutlich zu machen, wie aufgrund mangelnder körperlicher Feinfühligkeit Zärtlichkeit oder Anschmiegsamkeit zu tendenziell männlichen Defiziten werden. Diese stereotypen Beispiele sollen deutlich machen: Die geschlechtliche Rollen, in die Menschen eingespannt sind, werden zumeist auch mit dem Körper gespielt – und daraus resultieren unterschiedliches körperliches Wissen und Geschick.

⁷ Young, Iris-Marion, »Werfen wie ein Mädchen«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 4/1993, S. 707-725.

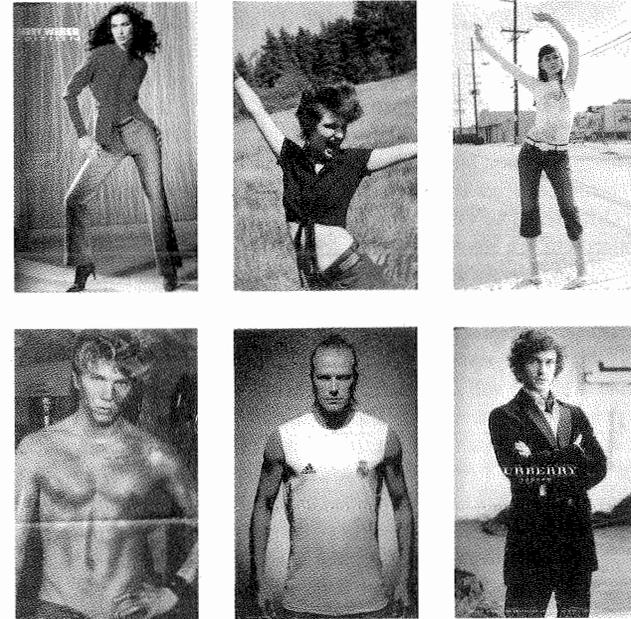


Abb. 10-15: Soziale Praktiken. Körperkraft und Grazie als Inszenierung von das »Gerade« und das »Krumme« (Bourdieu). Quellen (v. l. n. r.): *Brigitte*, Heft 19/2004, S. 55; *Girl!*, Heft 8/2004, S. 69; *Young Miss*, Heft 4/2004, S. 23; *Girl!*, Heft 8/2004, Poster; *Young Miss*, Heft 4/2004, S. 86; *GQ*, Heft 12/2004, S. 13.

Ich möchte nun deutlich machen, wie sich die angeführten Körperpraktiken in die unterschiedlichen Dimensionen des Leibes einschreiben können.

(i) Absolute Örtlichkeit: Mit Hilfe vergeschlechtlichender Praktiken werden Weiblichkeit und Männlichkeit unterschiedlich in Szene gesetzt. Weibliche Körperpraktiken sind dabei vor allem auf den Blick von Anderen ausgerichtet. Der »weibliche Körper« steht dadurch in einer größeren Ausgesetztheit gegenüber dem Anderen. Das betrifft die Situationen, in denen sich dieser Körper erblickt fühlt und sich beispielsweise als schön oder hässlich, als anwesend oder abwesend, als geschickt oder ungeschickt empfindet. Die Situationen in denen ein bestimmtes Leibgefühl auftaucht oder präsent ist, ist in Folge unterschiedlicher Körperpraktiken grundlegend ungleich strukturiert.

(ii) Situationsräumlichkeit: Soziale Praktiken bestimmen, in welche Tätigkeiten ein Körper eingespannt ist und welche Fertigkeiten er sich aneignet. »Frau« sieht, was im Haushalt zu tun ist, wo was herumsteht und aufgeräumt werden muss. »Mann« sieht, wo er an der Videokamera oder am Computer klicken muss. Weil Frauen und Männer zumeist in unterschiedlichen Situationen stehen, erle-

ben sie die gleichen Situationen anders, da sie unterschiedliche körperliche Fertigkeiten im Umgang mit solchen Situationen besitzen. Beim Kauf eines Wagens mag dann für die eine Person, die Farbe, das Aussehen und die Praktikabilität des Fahrzeugs im Mittelpunkt stehen, für die andere hingegen seine technischen Daten und die Leistungsfähigkeit. Auch wenn sie also letztlich in der gleichen Situation sind, stellen sich diese Situationen den Beteiligten aufgrund unterschiedlicher körperlicher Kompetenzen unterschiedlich dar.

(iii) Offenheit: Die Offenheit des Leibes kann zentrifugal oder zentripetal strukturiert sein. Im einen Fall dehnt sich der Leib im Raum aus und dominiert diesen, wohingegen im anderen Fall sich der Leib aus dem Raum zurückzieht und von diesem dominiert wird. Mit Hilfe von transgressiven Praktiken wird dieses Leibgefühl reguliert. Sehr deutlich wird das bei den zwei, den Geschlechtern parademäßig zugeschriebenen Gefühlsausdrücken: der Wut und der Scham. Wer wütend ist, der will sein ganzes Übel in die Welt hinausschreien, der macht sich dadurch zum organisierenden Zentrum eines Raumes. Welche sich hingegen schämt, die zieht sich eher zurück, die will im Boden versinken und einfach nicht da sein. Solche Regungen und Artikulationsweisen sind in langen Prozessen erlernt: Um ein Mädchen zu werden, muss gelernt werden, kein aggressives Verhalten zu zeigen, sei es verbal oder körperlich. Passive Ausdrucksformen wie Weinen, Enttäuschung oder Erröten ersetzen kämpferische Ausdrucksformen. Zum Bild des Jungen gehört dagegen die Artikulation von Wut dazu. Raum durch Schreien, Motzen und sich Auskotzen einzunehmen, gehört zu den Praktiken, durch die Männlichkeit von vornherein sozialisiert wird. Die Gegenwart und Ausdehnung des Leibes im Raum wird durch vergeschlechtlichte Körperpraktiken reguliert.

(iv) Leibesinseln: Welche Zonen des Leibes gefühlt werden, kann sich in Folge von physiotechnischen Praktiken verändern. Durch das Training am Bizeps, am straffen Busen oder der schmalen Taille können sich neue Leibesinseln herausbilden. Gleiches gilt für fragmentierende Praktiken: Denken wir zunächst etwa an unsere Kleidung und daran, welche Hosen an der Seite und am Hintern Taschen haben und welche nicht, dann wird klar, dass schon unsere Bekleidung durch ihre Anfertigung bestimmte Haltungen des Körpers nahe legen. Das eigene Leibgefühl wird von vornherein geprägt durch Kleidungsstücke, die an manchen Stellen eng anliegen und den Körper klar fühlbar machen: Oberarme, Schultern, Brust, Taille oder Po erhalten so eine bestimmte Präsenz und werden im eigenleiblichen Spüren und Wahrnehmen zu bevorzugten Orten. Ob der Körper und seine Formen ständiger Sichtbarkeit ausgesetzt sind oder hinter lässiger Kleidung verborgen bleiben hat Auswirkungen darauf, wie der Leib gefühlt wird.

(v) Körperschema: Das motorische Körperschema lässt sich mit Hilfe von physiotechnischen Praktiken verändern. Ist der Körper in Folge von gymnastischen Übungen biegsam und flexibel oder kräftig und stark gemacht, entsteht nicht nur ein neues Leibgefühl, sondern ebenso lassen sich neue Stellungen und

Positionen mit ihm einnehmen, so dass der Leib auf neue Weise organisiert werden kann. Hinzu kommen territorialisierende Praktiken, die einen bestimmten Bewegungsraum für den Körper schaffen: Bestimmte Formen der Bewegung sind durch das Tragen von Absatzschuhen und Flip Flops oder von Röcken und Kleidern bereits vorgegeben – so wie bestimmte andere, wie etwa Rennen und weiträumiges Bewegen ausgeschlossen sind. Auch soziale Praktiken wirken letztlich auf das Körperschema zurück: Indem geschlechtlich codierten Rollen nachgegangen wird, bleiben diese nicht äußerlich, sondern sie schreiben die mit dieser Rolle verbundenen Fertigkeiten in den Körper ein, wie etwa die Fingerfertigkeit des Handwerks, das Geschick des Autofahrens oder das Fingerspitzengefühl im Umgang mit technischen Geräten.

(vi) Dispositionen: Leibliche Dispositionen können in Folge von territorialisierenden Praktiken entstehen: Ob ich auf der Tanzfläche die Haare schütteln kann, ohne mir Sorgen um meine Frisur zu machen, oder ob ich stundenlang tanzen kann, ohne dass mir Eyeliner oder Mascara ins Auge läuft, ist abhängig davon, wie der Körper bearbeitet wurde. Ähnliches zeigt sich auch an physiotechnischen Praktiken: Mit langen Fingernägeln etwa lässt sich die Hand nicht zu einer schlagkräftigen Faust ballen. Daraus kann in Bezug auf alltäglichen Verrichtungen die Vermeidung von oder die Zurückhaltung gegenüber gröberen, handwerklichen Tätigkeiten folgen, durch welche Fingernägel abbrechen oder einreißen können.

Diese Überlegungen machen deutlich, wie aus sozial unterschiedlich angeordneten Praktiken zwei unterschiedlich gelebte Leiber werden. Dadurch erscheint eine gängige Vorstellung in neuem Licht, der zufolge allein Weiblichkeit als etwas künstlich Hervorgebrachtes gilt: Weiblichkeit, so diese Position, sei allererst durch Schminken, das Ornamentieren mit Schmuck und die ästhetisch Ausstellung des Körpers inszeniert, Männlichkeit hingegen sei einfach immer schon da. Gilt daher das Weibliche immer schon als Hort der Maskerade und der Verstellungskünste, rühmt sich das Männliche als Ort der Aufrichtigkeit und Authentizität. Während Weiblichkeit so immer schon mit einem ›doing‹ verbunden wird, gilt Männlichkeit dagegen als ›being‹. Die untersuchten Körperpraktiken lassen jedoch deutlich werden, dass Männlichkeit genauso wie Weiblichkeit mit Hilfe bestimmter Praktiken inszeniert und in den Leib eingeschrieben wird. Männlichkeit ist weder ein Mysterium noch eine genetisch gegebene Tatsache, sondern mittels Körperpraktiken erlern- und beherrschbar. Der Effekt ist ein Leib, der uns unmittelbar und quasi natürlich gegeben ist. Zu dieser unserer ›leiblichen Konstruktion‹ können wir keinen Abstand nehmen, wir können uns nicht aus unserem Leib hinauskatapultieren, sondern nur dasjenige sein, zu dem wir gemacht worden sind. In diesem Sinne können wir davon sprechen, dass uns unser Leib zunächst einmal immer als männliche oder weibliche ›Natur‹ gegeben ist.

Damit geht jedoch keine Affirmation des Zweigeschlechtersystems einher. Im Gegenteil: Wenn wir im Alltag das Wort ›Geschlecht‹ gebrauchen, dann – so lässt sich aus der neu gewonnenen Perspektive sagen – reden wir nicht von Unterschieden im biologischen Körperbau, sondern dann reden wir vom Leib. Das bedeutet: Geschlecht hat nichts mit den Unterschieden im Körperbau zu tun. Natürlich gibt es hier Unterschiede – und diese sollten wir ohne Angst zugeben und benennen. Hier lauert nicht die unumstößliche Materialität des Faktischen, die uns zeigt, dass es doch nur zwei Geschlechter gebe, sondern hier finden wir allein Unterschiede im Körperbau. Mehr nicht. Wenn wir nach ›Geschlecht‹ suchen, dann müssen wir im Leib suchen. Aus einer phänomenologischen Leibperspektive beruht das Zweigeschlechtersystem daher zum einen auf einem falschen Verständnis von Geschlecht, da auf den Körper projiziert wird, was im Leib zu finden ist, und zum anderen ist es ein konstant gehaltenes Ensemble von Praktiken, das jeweils einer Reihe von Körpern zugeordnet wird. Daher sind auch genau jene Gestalten, die sich geschlechtliche Praktiken nicht entlang dieser Grenze aneignen für die zweigeschlechtliche Matrix so angstbesetzt: ›Männer‹, die wie ›Frauen‹ sind, und ›Frauen‹, die wie ›Männer‹ sind. Solche Existenzweisen vermag die zweigeschlechtliche Matrix nicht zu verkraften, sie sprengen ihren Horizont des Möglichen.

Um plastisch zu machen, was mit einer leiblichen Perspektive für das Verständnis von Geschlecht gewonnen wurde, will ich das erreichte Verständnis von Geschlecht gegen eine Reihe impliziter Vorannahmen über Geschlecht kontrastieren.⁸

1.	Die Dichotomie zwischen Mann und Frau ist natürlich.	Die (hierarchische) Dichotomie von Mann und Frau wird durch unterschiedliche Praktiken hergestellt und aufrecht-erhalten.
2.	Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht ist natürlich gegeben.	Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht wird durch Körperpraktiken hervor-gebracht.
3.	Die Genitalien sind das wesentliche Zeichen der Geschlechtszugehörigkeit.	Der Leib ist das wesentliche Zeichen der Geschlechtszugehörigkeit.
4.	Das Geschlecht ist unveränderlich (Wenn du eine Frau bist, warst du immer eine Frau und wirst eine Frau bleiben).	Geschlecht ist in den Leib als Natur eingeschrieben und damit relativ konstant und konsistent, kann aber umgeschrieben werden.
5.	Es gibt zwei und nur zwei Geschlechter.	Es gibt die Möglichkeit vieler Geschlechter.

⁸ Zu diesen Vorannahmen vgl. Kessler, Suzanne J. / McKenna, Wendy, *Gender. An Ethnological Approach*, Chicago 1978, S. 113 f. und Garfinkel, *Studies in Ethnology*, a.a.O., S. 122-124.

- | | | |
|----|---|---|
| 6. | Alle Ausnahmen zur Zweigeschlechtlichkeit müssen nicht ernst genommen werden. | Alle ›Ausnahmen‹ zur Zweigeschlechtlichkeit stellen neue potenzielle Möglichkeiten dar, ein Leib zu sein. |
| 7. | Es gibt keinen Wechsel von einem zum anderen Geschlecht, außer in zeremoniellen Aufführungen (Maskerade). | Geschlecht ist immer im Gang und kann theoretisch beliebig oft gewechselt werden. |

DAS ›GUTE LEBEN‹

Nach dieser Ausführung will ich auf die Frage nach dem ›guten Leben‹, die dieser Edition zu Grunde liegt, zurückkommen. Wenn der Leib durch Praktiken hervorgebracht wird, dann ist er auch durch die Etablierung anderer Praktiken veränderbar. So eine Veränderung kann weder per Verordnung noch von heute auf morgen geschehen, sondern sie muss sich einer Aufgabe zuwenden, die gegen jene Praktiken, die uns als männliche oder weibliche Leiber hervorbringen, andere Praktiken setzt. Die Frage danach, welche ›Körper‹ bzw. welche Leiber wir sein wollen, ist eine Frage nach den Praktiken, die wir leben wollen. Und die Formen, den Leib zu vergeschlechtlichen, sind dabei unendlich vielfältiger, als es die Praktiken der Zweigeschlechtlichkeit zulassen. Denn in dem Maße, wie sich die unterschiedlichen Körperpraktiken gegenseitig annähern, verstricken oder multiplizieren, können neue Leiber und in diesem Sinne neue Geschlechter entstehen.

Aufgrund dessen jedoch eine genaue Antwort auf die Frage ›Was tun?‹ zu erwarten, ist insofern eine falsche Erwartung, als sie voraussetzt, dass es darauf eine klare Antwort gibt. Doch es gibt unterschiedliche Ausgangspunkte, von denen wir an diese Frage herantreten: als Männer, Frauen, Transgender, Oberschichtsmitglieder oder illegalisierte Migrantinnen etc. Solche unterschiedlichen Ausgangspunkte implizieren auch unterschiedliche Handlungsoptionen. Die Frage ›Was tun?‹ kann daher nicht universell, sondern nur partikular beantwortet werden. Um dem Reiz der Frage aber dennoch ein Stück weit nachzugeben, ließe sich eine weit gefasste Antwort so formulieren: Um zu entscheiden, als welche leiblichen Körper wir leben wollen, sollten wir erst einmal alle Praktiken kennen, die uns zur Verfügung stehen. Wir sind zu Jungen und Mädchen, zu Männern und Frauen gemacht worden, so dass uns eine Vielzahl von Praktiken und vor allem auch der Spaß und die Lust, die mit ihnen zusammenhängen, verborgen geblieben ist. Notwendig wäre es daher, zunächst einmal die Bandbreite von Möglichkeiten kennen zu lernen, die uns bisher verborgen geblieben sind. Das würde heißen, sich männliche oder weibliche Praktiken anzueignen, sich auf sie einzulassen und sich von ihnen affizieren zu lassen. Diese Bewegung lässt uns im besten Fall in einen Prozess eintreten, in dem sich neue Möglichkeiten, ein Leib zu sein, auftun werden. Die Frage welcher Leib sie_er sein

will, muss sich dann jede_r, auf der Basis der Möglichkeit, es anders machen zu können, selbst stellen.

Ein anderer Leib zu werden, bedeutet also, anderen Praktiken zu folgen, die eigenen Lebensverhältnisse umzustülpen und ein neues Verhältnis zur eigenen Existenz finden. So etwas kann jedoch nicht von der Kraft der einzelnen erwartet werden, es kann sich nur durch die Einbettung in eine Szene entwickeln, die solche Prozesse fördert und unterstützt, indem sie Räume schafft, in denen neue Praktiken ohne Stigmatisierung oder drohenden Spott ausprobiert werden können. Daraus ergibt sich jedoch nicht zwangsläufig die Schlussfolgerung, dass solche Räume durch Aufklärung über Herrschaftsmechanismen herzustellen wären. Solch eine ›Politik der Aufklärung‹ verkennt, wie Menschen in ihrer Alltagsexistenz verwurzelt sind. Ich habe zu zeigen versucht, dass es nicht die Instanz des Bewusstseins ist, durch die wir als Subjekte in der Welt sind, sondern unsere Leiblichkeit. Wird unsere leibliche Stellung in der Welt also ernst genommen, so gilt es nicht unbedingt das Bewusstsein als vielmehr das Sein, also die Praktiken und Rituale der Menschen, zu verändern. Es sollte einer emanzipativen Politik daher vor allem darum gehen, neue Codes, Praktiken und Verhaltensweisen zu schaffen, über die sich neue Leiber in den Körper einzuschreiben vermögen. Solch eine Politik wäre keine ›Politik der Aufklärung‹, sondern vielmehr eine ›Politik des Codes‹. Alternative Formen, ein Leib zu werden, wären dann keine rein individuelle Angelegenheit, sondern daran gebunden, inwiefern es einer emanzipativen Politik gelingt, Räume für alternative Praktiken und Lebensweisen zu schaffen.

LITERATUR

- Elias, Norbert, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und phylogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1981.
- Garfinkel, Harold, *Studies in Ethnomethodology*, New Jersey 1967.
- Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, 18. Aufl., Tübingen 2001.
- Jäger, Ulla, *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, Königstein 2004.
- Kessler, Suzanne J. / McKenna, Wendy, *Gender. An Ethnomethodological Approach*, Chicago 1978.
- Merleau-Ponty, Maurice, *Phänomenologie der Wahrnehmung*, Berlin 1966.
- Plessner, Helmut, *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Frankfurt am Main 1981.
- Lindemann, Gesa, *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt am Main 1993.
- Schmitz, Hermann, *Der Leib. System der Philosophie*, 2. Bd., Teil 1, Bonn 1965.
- Villa, Irene-Paula, *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Wiesbaden 1999.
- Waldenfels, Bernhard, *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*, Frankfurt am Main 2000.
- Young, Iris-Marion, »Werfen wie ein Mädchen«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 4/1993, S. 707-725.

HANNES KUCH

VERGESCHLECHTLICHUNGEN DES SCHAMGEFÜHLS

EINLEITUNG

Gefühle sind alltäglich. Gefühle, Affekte oder Befindlichkeiten sind auf eine gewisse Weise immer bei uns, es gibt keinen Moment, in dem sich uns nicht eine spezifische Stimmung, eine emotionale Färbung oder eine affektive Erregung aufdrängen würde. Gefühle begleiten uns, wenn wir allein und genauso wenn wir unter Leuten sind, sie begleiten uns bei der Arbeit ebenso wie zu Haus vor dem Fernseher.

Das Schamgefühl ist ein Affekt, mit dem wir in ganz unterschiedlichen Situationen konfrontiert sind. Wir können beschämt sein wegen eines zu weit gehen- den Spottes über eine unserer Schwächen, über den eigenen Körper, etwa wenn wir Klamotten shoppen gehen, wenn in einer Diskussion jemand beiläufig alles immer schon besser weiß, oder wenn wir nach einem Referat vor Publikum plötzlich auf eine Frage nichts zu antworten wissen. Die Situationen ließen sich fortsetzen. Ohne Zweifel schämen sich die meisten Menschen nicht oft, doch zumindest ist das Schamgefühl gewöhnlich und alltäglich in dem Sinn, dass wir dieses Gefühl nur zu gut kennen. Das Schamgefühl wurde zu Recht als der ›globalste‹ Affekt bezeichnet – global, weil wir es immer als ganze Person erfahren, weil wir mit Haut und Haaren involviert sind. Wir kennen dieses Gefühl gleichsam durch und durch. Wenn also die Möglichkeiten eines besseren Lebens im Hier und Jetzt, eines guten Lebens im Alltag Gegenstand sind, dann darf der Blick auf etwas nicht fehlen, das uns noch in den scheinbar belanglosesten Situationen unseres alltäglichen Lebens begleiten oder überraschen kann.

Es gibt ein besseres Leben im falschen. Mit unserem Buch wollen wir den Blick auf diese Möglichkeit zum Besseren richten. Wir wollen fragen, wie wir unseren eigenen Alltag emanzipativ gestalten können: Wie umgehen mit unseren Körpern? Wie umgehen mit unserer Sexualität? Wie umgehen mit dem Älter werden? Das sind nur einige der Fragen, die uns alltäglich bedrängen – Fragen, denen niemand von uns aus dem Weg gehen kann und auf die eine ›Linke‹ um so dringender eine akzeptable Antwort braucht.

A.G. GENDER-KILLER (Hg.)

Das gute Leben

Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

A. G. GENDER-KILLER (Hg.) - Das gute Leben
2. Auflage, Mai 2011

ISBN 978-3-89771-451-9
© UNRAST-Verlag, Münster
Postfach 8020, 48043 Münster - Tel. (0251) 66 62 93
info@unrast-verlag.de
www.unrast-verlag.de
Mitglied in der *assoziatiön Linker Verlage* (aLiVe)

Umschlag: Ingeborg Landsmann
Satz: Kitty, A. G. GENDER-KILLER
Druck: Interpress, Budapest

INHALT

Vorwort	7
KÖRPERLICHKEIT / LEIBLICHKEIT / VERKÖRPERUNG	
STEFFEN KITTY HERRMANN Ein Körper werden. Praktiken des Geschlechts	13
HANNES KUCH Vergeschlechtlichungen des Schamgefühls	33
SEXUALITÄT / SEXARBEIT / PORNOGRAPHIE	
»HANNAH UND BERND« Subtile Klatschkultur. BDSM und die Frage der Macht in der Sexualität	51
KATHARINA VOß »It's queer utopia, stupid.« – Is it? Sieben Statements zu Pro Sex	69
SOZIALE BEZIEHUNGEN / FREUNDSCHAFTEN / GEMEINSCHAFTEN	
FREMDGENESE Glück im Unglück. Un/Möglichkeiten der Romantischen Zweierbeziehung	95
EVA LIA REINEGGER UND TIMO DAUM Ageism, Gerontophobie und das Altern ab zwanzig	115
SEBASTIAN SCHEELE Männer entdecken sein Geschlecht. Überlegungen zu antisexistischer Männerpolitik und Alltag	129

POLITIK / BEWEGUNG / PRAXIS

ANTIFASCHISTISCHE STADTKOMMUNE BERLIN Zu den (Un-)Möglichkeiten linker Praxis	153
BRIGITTE BARGETZ UND GUNDULA LUDWIG Die Politisierung des Alltäglichen. Stellungskrieg um Subjektformen	175
STEFFEN KITTY HERRMANN Performing the Gap. Queere Gestalten und geschlechtliche Aneignung	195
Die Autor_innen	205

VORWORT

Wenn vom ›guten Leben‹ gesprochen wird, dann ist zumeist auch von Adornos Diktum »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« die Rede. Die Frage nach dem ›guten Leben‹, die wir hier stellen wollen, ist weniger als eine Abgrenzung zu dieser Formulierung zu verstehen, denn als der Versuch, die Frage auf eine andere Art zu formulieren: Wir möchten die Frage nach dem ›guten Leben‹ nicht als Frage nach dem richtigen Leben stellen, sondern als Frage nach einem besseren Alltag. Wir wollen das ›gute Leben‹ nicht als den großen Entwurf einer zukünftigen Gesellschaft diskutieren, sondern als die Möglichkeit den eigenen Alltag im Hier und Jetzt besser zu gestalten – das soll aber weder heißen, in romantisch revolutionäre Autonomievorstellungen zurückzufallen, noch im Gegenteil, sich auf einen prinzipiellen Negativismus zurückzuziehen, der alleine strukturelle Herrschaftsverhältnisse kennt, vor denen die Ansprüche an ein eigenes, emanzipatives Leben von vornherein guten Gewissens kapitulieren können. Uns geht es darum, ein Stückchen des emanzipativen Glücksversprechens in die eigene, alltägliche Existenz hinüberzuretten.

Wenn über Alltag gesprochen wird, dann wird oft über den Alltag der ›kleinen‹ oder ›gemeinen Leute‹ gesprochen. Die Rede vom Alltag ist oft eine Rede vom Alltag der anderen, die mit einer bestimmten theoretischen Überheblichkeit geführt wird. Statt auf den Alltag der anderen wollen wir hier den Blick auf den eigenen Alltag lenken: auf die Verhältnisse, in denen ›wir‹ uns als Teil einer ›Linken‹ befinden. Dieser Alltag zeichnet sich oftmals dadurch aus, dass Fragen nach dem eigenen Leben zugunsten ›wichtigerer‹, ›drängenderer‹, und ›größerer‹ Ziele unter die Räder geraten: Naziaufmärsche, antirassistische Demos oder antisexistische Kampagnen lassen oft keine Zeit, um genauer über den eigenen Alltag nachzudenken. Oder es gilt als selbstverständlich, dass der Streit für emanzipative Ziele auch automatisch auf den eigenen Alltag rückwirkt und in ein besseres Leben katapultiert. Doch so verhält es sich nicht: Wenn für viele ihre ›linke‹ Biographie mit der Infragestellung der gesellschaftlichen Verhältnisse begonnen hat, dann muss dieses Fragezeichen auch hinter das eigene Leben gesetzt werden. So falsch wie die Verhältnisse ist gemeinhin zunächst